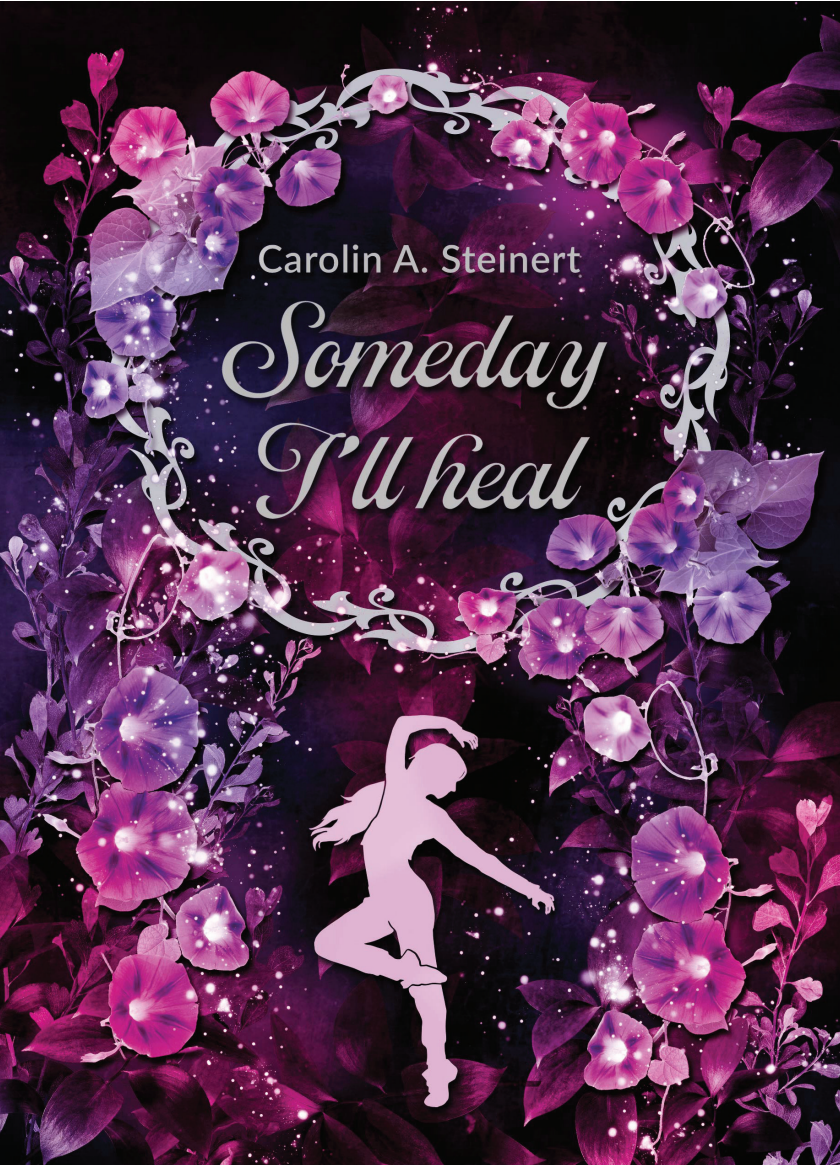
Carolin A. Steinert
Someday I'll heal

# 1

# Ari

♪ I Hate It When You See Me Cry ♪
(by Halestorm)

Grelles Neonlicht flackert von der Decke und verleiht dem Krankenhausflur vor mir etwas Unheimliches. Unter meinen Schuhen quietscht der Linoleumboden und mit jedem Meter, den ich zurücklege, zieht sich mein Herz mehr zusammen.

Fahrig streiche ich mir das Haar hinter mein Ohr und steuere auf den Fahrstuhl zu, der sich am Ende des Flurs befindet. Dabei fühlen sich meine Schritte so schwer an, als müsste ich mich durch Schleim und nicht durch abgestandene Luft kämpfen. Während ich an einigen geschlossenen Türen vorbeigehe, kreisen meine Gedanken nur um eine Frage: Wie wird es heute sein? Ich fürchte die Antwort und obwohl mich nichts von meinem Weg abbringen kann, verspüre ich für einen Sekundenbruchteil das Bedürfnis, zurück auf die Straßen Cosenzas zu fliehen. Als könnte ich damit der Realität entkommen …

Ich erreiche den Fahrstuhlbereich und presse den Knopf zum Aufzugrufen tief in die Wand – inzwischen weiß ich, dass

er nicht auf sanfte Berührungen reagiert. Sogleich erklingt ein lautes, wenig vertrauenerweckendes Rattern und unruhig schaue ich mich um. Nicht, dass jemand meine Anwesenheit bemerkt.

Doch meine Sorge ist unbegründet. Der Flur ist wie so oft leer und als sich die Schiebetüren vor mir öffnen, trete ich ungesehen ein und drücke die Taste für die fünfte Etage.

Quälend langsam setzt sich der Aufzug in Bewegung. Ein stark verzerrtes Abbild von mir spiegelt sich in seiner metallenen Auskleidung und erst während ich es betrachte, bemerke ich, dass ich von einem Fuß auf den anderen trete. Ich versuche, stillzustehen – erfolglos.

Es dauert fast eine ganze Minute, bis ein leises Pling ertönt und mir kundtut, dass ich endlich da bin. Die Schiebetüren gleiten auseinander. Sofort steigt mir der penetrante Geruch von Desinfektionsmittel in die Nase und lässt mich zurücktaumeln. Es gibt wenig, das ich so sehr hasse wie diesen Gestank. Er ist wie ein schlechtes Omen, das sich über alles legt.

Ich wische mir meine schweißnassen Hände an der Jeans ab und trete in den Gang, der etwas belebter ist als der unten. Eine Pflegekraft läuft, den Blick auf ein Klemmbrett geheftet, an mir vorbei.

Bevor sie auf mich aufmerksam wird, husche ich nach links zu der Feuerschutztür. Sie ist nicht beschriftet, aber ich weiß genau, welche Station sich dahinter befindet. Ich ziehe an der Klinke und gelange in den nächsten Flur. Jetzt sind es nur noch ein paar Meter. Ich beschleunige meine Schritte und …

»Aritalla!«

Verdammt. Kurz überlege ich, den Ruf zu ignorieren, wende mich dann aber zu der Krankenschwester um, die im Türrahmen eines Zimmers aufgetaucht ist.

»Guten Morgen, Schwester Raffaella«, sage ich höflich.

Die ältere Frau stemmt die Hände in die Hüfte. »Es ist keine Besuchszeit.«

»Es ist kurz vor acht. Die paar Minuten.« Ich sehe sie flehend an.

»Eben!« Sie schüttelt missbilligend den Kopf, bevor der Ausdruck in ihren Augen weicher wird. »Wie bist du nur an Signora Marino vorbeigekommen?«

»Ich …«

Schwester Raffaella unterbricht mich. »Du hast hoffentlich nicht wieder den Hintereingang genommen?« Sie deutet über ihre Schulter. »Mädchen, es hat einen Grund, dass der gesperrt ist.«

Ich fühle mich ertappt. Schließlich hat sie mir schon mehrfach verboten, über diesen Weg ins Krankenhaus zu gelangen. Das Problem ist nur, dass Signora Marino, die Wächterin des Empfangs der Clinica Cosenza, mich wochentags nie vor 14 Uhr vorbeilässt.

»Bitte, Schwester Raffaella.« Ich mache einen Schritt nach hinten. Die Zeit ist zu kostbar, um sie mit dieser Art Diskussion zu verschwenden. Die alte Frau scheint mich zu verstehen, denn sie seufzt ergeben.

»Geh schon. Er ist wach.«

»Danke.« Erleichtert wende ich mich ab und laufe den Gang hinunter, bis ich Zimmer 512 erreiche. Samuel Giglio steht auf einem kleinen Schild an der Wand. Darunter hängt ein Desinfektionsmittelspender. Widerstrebend lasse ich etwas von der stinkenden Flüssigkeit auf meine Hände tropfen und versuche, das beklemmende Gefühl in meiner Brust zu ignorieren. Ich atme tief durch, bevor ich klopfe und – ohne eine Antwort abzuwarten – eintrete.

»Guten Morgen«, rufe ich gespielt fröhlich und gehe auf das einzige Bett in dem kleinen Raum zu.

Mein Zwillingsbruder sitzt dort, gestützt von einem Berg Kissen, und lächelt mich an. Dabei wirkt er allerdings müde. Unter seinen braunen Augen liegen dunkle Schatten und sein Gesicht ist regelrecht ausgemergelt. Er ist nur noch ein Schatten seines früheren Selbst. Obwohl ich den Anblick inzwischen gewohnt sein müsste, durchzuckt ein Stich meinen Brustkorb und meine Mundwinkel zittern, weil es mir plötzlich schwerfällt, sie weiter oben zu halten.

»Pulcino«, spricht Sam mich mit meinem Kosenamen an und zieht die Kopfhörer aus seinen Ohren.

»Nichts da, Pulcino«, lasse ich mich sogleich auf unser übliches Geplänkel ein. »Ich bin nur neunzehn Minuten jünger, das macht mich nicht zum Küken!« Ich drücke ihm einen Kuss auf die Wange, bevor ich meine Sachen ablege und mich auf die Bettkante setze.

»Du wirst immer mein Küken bleiben.« Er stoppt die Musik auf seinem Handy und lehnt sich zur Seite, um das Gerät auf den Nachttisch zu legen. Diese banale Bewegung bereitet ihm sichtlich Mühe und es fällt mir schwer, ihm nicht zu helfen. Nur das Wissen, dass er keine Unterstützung will, lässt mich ausharren.

»Warum bist du schon wieder so früh hier?«, erkundigt sich Sam. »Es ist gleich acht, du solltest in der Schule sein.« Seine Miene signalisiert mir milden Vorwurf, den ich mit einer Handbewegung abtue. Die Schule ist mir gerade herzlich egal. Vielleicht muss ich die zwölfte Klasse wiederholen. Na und? Das Einzige, das aktuell Bedeutung für mich hat, ist, bei Sam zu sein. So lange und so oft wie möglich, bevor … Tränen brennen auf einmal in meinen Augen und es kostet mich Kraft, sie zurückzudrängen. Damit Sam das nicht bemerkt, senke ich rasch den Blick und krame in meinem Rucksack. Aber meinem Zwillingsbruder kann ich nichts vormachen. Stumm streichelt

er über meinen Rücken – wie er es immer tut, wenn ich niedergeschlagen bin. Ich presse die Lippen fest aufeinander, um nicht aufzuschluchzen.

»Ari.« Ächzend lehnt Sam sich vor. Er schlingt seine Arme um mich und ich lasse mich in die Umarmung fallen. Sogleich habe ich das Gefühl, zu Hause zu sein. Ich atme tief durch und versuche, mich zu sammeln. Ich will nicht, dass Sam sieht, wie es mir geht und sich Sorgen macht. Schließlich bin ich hier, um ihn aufzumuntern, nicht, um mich auszuheulen. Vorsichtig mache ich mich also von ihm los.

»Die erste Stunde haben wir Mathe«, setze ich unser Gespräch fort, als wäre nichts gewesen. »Das kapier ich eh nur, wenn du es mir erklärst. Deshalb dachte ich …« Ich ziehe eine Papiertüte mit frischen Backwaren aus meinem Rucksack. »… wir essen ein zweites Frühstück zusammen.«

Sam ist sichtlich hin- und hergerissen. Er will nicht, dass ich die Schule schwänze, möchte aber auch, dass ich bei ihm bin. Ich weiß das. Bevor er auf die Idee kommt, mich wegzuschicken, öffne ich deshalb die Tüte und fächle ihm den süßen Duft zu, der sich prompt im Raum ausbreitet.

»Schoko-Croissants.«

»Hm«, macht er verzückt und als er sich eins der Blätterteig-Hörnchen nimmt, bin ich erleichtert. Heute lässt er offenbar zu, dass ich auch über den Vormittag bleibe.

Zufrieden beobachte ich, wie Sam erst an dem Croissant riecht und dann genüsslich hineinbeißt. Ein paar Krümel fliegen zur Seite und landen auf der Bettdecke. Ein bisschen von der Schokoladenfüllung folgt.

»Essen will gelernt sein«, ziehe ich ihn auf und widme mich nun meinem Hörnchen. In wenigen Minuten habe ich das Gebäck verschlungen. Sams Bisse werden indes immer kleiner. Er schafft nicht mal die Hälfte seines Croissants.

»Den Rest hebe ich mir für später auf«, sagt er, als hätte er es absichtlich eingeteilt.

»Gute Idee. Du wirst die Nervennahrung brauchen, denn ich habe dir schwere Lektüre mitgebracht.«

Neugierig sieht er mich an und das Leuchten in seinen dunklen Augen, die meinen so ähnlich sind, gibt mir ein wenig Hoffnung. Da ist immer noch ein Funken Energie in seinem Körper. Vielleicht wird Sam es entgegen aller Prognosen doch schaffen. Ich klammere mich an diesen Gedanken wie eine Ertrinkende an einen Rettungsring. Sam ist alles, was ich habe. Er ist nicht nur Teil meines Lebens, er ist meine zweite Hälfte. Wenn er … Ich schlucke.

»Was ist?«

»Nichts, Sami.« Ich drücke seine Hand, bevor ich abermals in meinem Rucksack krame und das dicke Buch, das ich mitgebracht habe, herausziehe. »Tada!«

Sams Augen werden groß, als ich den Wälzer auf sein Bett lege. Nordische Götter- und Heldensagen steht in geschwungenen Lettern darauf. Das Buch ist sichtlich alt, die Seiten sind vergilbt und ich weiß, dass sich innen an einigen Stellen Bleistiftnotizen befinden. Aber gerade das wird Sam besonders gefallen.

»Wo hast du das her?« Die Begeisterung in seiner Stimme ist nicht zu überhören. Sofort schleicht sich ein Lächeln auf meine Lippen.

»Ich war gestern in Giovannis Antiquariat und habe dort ein bisschen gestöbert.«

Liebevoll streicht Sam über den Buchrücken, bevor er den Deckel aufklappt und das Inhaltsverzeichnis studiert.

»Lies es nicht an einem Tag durch«, bitte ich ihn augenzwinkernd. »Langsam wird es schwer, ein Buch über nordische Mythologie zu finden, das du noch nicht kennst.«

Sam grinst und wuchtet den Wälzer mühevoll neben das Croissant auf seinen Nachttisch. Als er sich vorbeugt, blitzt der silberne Anhänger seiner Lieblingskette im Ausschnitt seines Schlafanzugs auf.

»Ich werde es mir einteilen«, verspricht er. »Danke. Aber bitte bring mir nicht jeden Tag etwas mit. Das Geld ist für dein Studium.«

Ich zucke mit den Schultern. Mein Wunschstudium ist aktuell in unerreichbarer Ferne. Davon abgesehen, kann mich ohnehin nichts davon abhalten, Sam so viele Freuden wie möglich zu machen. Vermutlich würde ich sogar eine Bank überfallen, wenn ich ihm mit dem Geld Glück kaufen könnte.

»Warst du gestern nach dem Antiquariatsbesuch beim Training?«, will Sam wissen, während ich es mir an seiner Seite auf dem Bett gemütlich mache.

»Ja.« Die Lüge kommt mir glatt und ohne ein Zögern über die Lippen. Trotzdem seufzt Sam resigniert.

»Ari«, flüstert er. »Ich will nicht, dass du aufhörst zu leben und für deine Träume zu kämpfen, nur weil ich … gerade nicht der aktive Partygänger bin.«

Sofort brennen meine Augen wieder. Wenn es nur Partys wären, auf die wir verzichten müssten … Ich kuschle mich dichter an meinen Bruder.

»Das hat nichts mit dir zu tun.« Noch eine Lüge, die er mit Sicherheit durchschaut. Nichtsdestotrotz fahre ich fort: »Ich hatte gestern einfach eine Menge Hausaufgaben zu erledigen.« … und überhaupt keine Lust zu tanzen. Schon seit Wochen kann ich mich kaum zu etwas anderem als den täglichen Besuchen im Krankenhaus durchringen. Genauer gesagt, seitdem sich Sams Gesundheitszustand durch die Metastasen in der Lunge unerwartet rasant verschlechtert hat.

Instinktiv vergrabe ich mein Gesicht an seiner Schulter und er streichelt mir tröstend über mein Haar. Ich schäme mich so,

weil ich es nicht schaffe, meine Gefühle vor ihm zu verbergen und immer wieder diese schwachen Momente habe.

»Wie geht es dem alten Giovanni?«, fragt Sam – eindeutig nur, um mich ein wenig abzulenken. Ich versuche, mich darauf einzulassen.

»Ach, eigentlich wie immer. Er klagt darüber, dass er zu alt wird, um den Laden zu leiten, und schimpft gleichzeitig über seinen Sohn, der zu unfähig ist, das Antiquariat zu übernehmen.«

Sam lacht. Gleich darauf ringt er nach Atem und reibt sich die Brust, als habe er Schmerzen. Sorge steigt in mir auf, doch bevor ich etwas sagen kann, meint mein Bruder: »Der arme Stefano. Dabei gibt er sich so viel Mühe. Er hat sogar einen Instagram-Kanal für das Antiquariat angelegt. Schau mal. Hat mir Lola gestern Abend geschickt.« Ächzend greift er wieder nach seinem Handy und entsperrt den Bildschirm. Gleich darauf begutachten wir den neuen Kanal und scrollen danach gleich noch durch die Profile von sämtlichen Leuten, die wir kennen. Wir reden über das, was wir in den wenigen Stunden, die wir uns nicht gesehen haben, gehört haben. Doch mit der Zeit strengt Sam das Sprechen sichtlich an. Immer wieder hustet er oder muss tief durchatmen.

»Hast du Lust, einen Film zu schauen?«, frage ich daher.

»Aber immer doch.«

»Gut. Such du einen aus.«

»Wie wäre es mit Ritter der Kokosnuss? Den habe ich bestimmt schon drei Wochen nicht mehr gesehen.«

Ich stöhne frustriert auf. »Warum habe ich dir gerade die Auswahl überlassen? Du hast den schlechtesten Filmgeschmack aller Zeiten.«

»Hey, letztens mussten wir uns deinetwegen Batman & Robin ansehen – mit George Clooney als Batman! Also mäkle mal nicht an meiner Wahl herum.«

Ergeben hebe ich die Hände. »Also gut. Ritter der Kokosnuss – zum zweihundertsten Mal.«

Sam zwickt mich in die Seite und schafft es damit tatsächlich, mir ein echtes Kichern zu entlocken. Ich greife nach der Fernbedienung und scrolle durch das Streaming-Programm. Dann starte ich den Film. Ein vertrautes Bild flackert sogleich über den Fernseher. Ich schnalze mit dem imitierten Pferdehufgetrappel der ersten Szene im Takt mit, was mir einen warnenden Blick von Sam einbringt.

»Sei still, du versaust die Stimmung!«

»Da kann man nicht mehr viel versauen«, erwidere ich, stelle aber das Schnalzen ein. Dafür mustere ich meinen Bruder unauffällig von der Seite. Es dauert gar nicht lange, da versinkt er sichtlich in der Handlung des Films. Dabei wirkt er entspannt. Aber sein gelegentliches Lachen kann nicht überdecken, wie erschöpft er ist. Gedanklich halte ich ein Bild seines früheren Ichs neben sein Gesicht und kann kaum glauben, was das Osteosarkom – der Knochentumor – in wenigen Monaten angerichtet hat.

Ich schließe kurz die Augen, um die vielen aufsteigenden Erinnerungen zu verdrängen, doch es gelingt mir nicht. Während die Ritter auf dem Bildschirm den Heiligen Gral suchen, wandern meine Gedanken zu Ereignissen der nahen Vergangenheit. Zu dem Tag, als Sam im Sportunterricht gestürzt ist und plötzlich wahnsinnige Schmerzen im Bein hatte. Ich höre die Sirenen des Krankenwagens wieder in meinem Kopf und dann die Stimme des Arztes, der uns mit Grabesstimme mitteilte, dass mein Bruder sich keinen simplen Knochenbruch zugezogen hat. Die alte Panik erfüllt mich plötzlich. Mein Herz rast und ich habe Mühe, mir nichts anmerken zu lassen. Mit aller Macht versuche ich, mich auf den Film zu konzentrieren. Doch erfolglos. Als schließlich der Abspann über den Bildschirm flackert, bin ich innerlich vollkommen aufgewühlt.

»Puh, das hätten wir geschafft«, sage ich trotzdem so fröhlich wie möglich. »Bald kann ich den Unsinn mitsprechen. Kein Wunder, dass in meinem Gehirn kein Platz für Mathe ist.«

»Faule Ausrede.« Sam lässt sich tiefer in die Kissen sinken. Er wirkt noch blasser als heute Morgen und prompt überwältigt mich Sorge.

»Möchtest du etwas trinken?«

»Nein, ich bin nur … müde.«

Ich stutze. Es kommt selten vor, dass Sam zugibt, Erholung zu brauchen. Vor allem so früh am Tag.

»Wir …« Bevor ich den Satz beenden kann, klopft es und die Tür schwingt auf. Schwester Raffaella kommt herein und bringt ein Tablett mit, auf dem neben einem Teller und einer Wasserkaraffe Medikamente liegen.

»Genug geschnattert, ihr beiden«, sagt sie, stellt das Tablett ab und will Sam den Teller reichen, auf dem sich ein Berg Gnocchi türmt. Doch mein Bruder winkt erschöpft ab, was Schwester Raffaella offenbar nicht überrascht. Mit einer energischen Geste scheucht sie mich vom Bett. »Aritalla, Zeit zu gehen.«

»Was? Es ist gerade mal 11:30 Uhr!«

»Es ist bereits 11:30 Uhr«, korrigiert sie mich. »Dein Bruder muss sich ausruhen.«

»Okay. Ich setze mich dort auf den Stuhl.« Prompt steuere ich einen kleinen Besuchertisch direkt am Fenster an.

»Ach, Mädchen. Müssen wir das jedes Mal aufs Neue diskutieren?« Schwester Raffaella verschränkt die Arme vor der Brust und ich verkrampfe mich.

»Ja! Bitte, lassen Sie mich hierbleiben. Ich bin auch leise, versprochen. Sam schläft eine Runde, ich lerne für Chemie und danach machen wir gemeinsam Mathe.« Ich sehe zu meinem Bruder und wackle vielversprechend mit den Brauen. Sein Lächeln daraufhin ist allerdings nur schwach – als hätte ihn die

Kraft inzwischen sogar dafür verlassen. Es ist schrecklich, wie schnell er abbaut. Vor drei Wochen haben wir noch zusammen an dem Tisch gesessen. Jetzt genügen ein Frühstück sowie ein Film und er …

»Ich glaube, heute ist mir nicht nach Mathe, Ari«, murmelt Sam da. »Aber wenn du am Nachmittag wiederkommst, können wir weiterreden oder noch einen Film sehen.«

Mein Inneres erstarrt zu Eis – so kommt es mir jedenfalls vor. Sam hat noch nie abgelehnt, mir bei den Matheaufgaben zu helfen. Allein die Aussage fühlt sich für mich wie ein Weltuntergang an.

Meine Lippen zittern, während ich meine Mundwinkel nach oben zwinge. »In Ordnung. Als zukünftig weltberühmte Tänzerin brauche ich Mathe sowieso nicht.« Meine Stimme hört sich seltsam fremd in meinen Ohren an.

»Das stimmt zwar, trotzdem wäre es mir lieb, wenn du morgen zur Schule gehst«, erwidert Sam ernst.

»Das sehe ich auch so.« Schwester Raffaella hält mir meinen Rucksack und meine Jacke hin.

Zögernd nehme ich die Sachen entgegen. »In Ordnung. Ich muss eh den neusten Klatsch und Tratsch für dich in Erfahrung bringen.« Ein paar Sekunden verharre ich bewegungslos an Ort und Stelle, nicht bereit, den Raum schon zu verlassen. Dann umarme ich meinen Bruder. »Bis nachher, Sami«, flüstere ich ihm ins Ohr und wende mich langsam ab. Ich hasse es so sehr, zu gehen. Egal ob morgens, mittags oder abends. Jedes Mal habe ich Angst, dass es ein Abschied für immer sein könnte. Meine Beine fühlen sich schwer an, als ich auf die Tür zusteuere. Kurz bevor ich sie erreiche, drehe ich mich noch einmal um. Sam schluckt seine Tabletten und stöhnt leise, als er sich danach wieder in die Kissen sinken lässt. Eine Schlinge scheint sich um meinen Oberkörper zu winden und fest zuzudrücken.

»Bis nachher«, wiederhole ich und warte, bis mein Bruder nickt. Das nehme ich als festes Versprechen und verlasse das Krankenzimmer.

Im Flur sinke ich kraftlos an der Wand neben seiner Zimmertür herab. Das bittere Gefühl der Hilflosigkeit steigt in mir auf, als Sams Worte mir noch einmal durch den Kopf gehen. Ich glaube, heute ist mir nicht nach Mathe. Mir ist klar, was dieser Satz und seine zunehmende Erschöpfung bedeuten. Tränen laufen plötzlich über meine Wangen. Wie soll eine Welt ohne Sam funktionieren? Verzweifelt vergrabe ich mein Gesicht zwischen meinen Armen. Ich brauche ihn. Wir haben immer alles zusammen durchgestanden. Die Trennung unserer Eltern, den Umzug nach Italien, Mammas Unfall. Das hier müssen wir auch schaffen. Wir müssen! Eine andere Option gibt es nicht.

Plötzlich gesellt sich Wut zu meinem Schmerz. Wut auf diesen Scheißtumor, der mir meinen Bruder nehmen will. Warum muss es ausgerechnet ein Osteosarkom sein? Warum schlägt die Therapie so schlecht an? Und, verdammt noch mal, warum kann ich nichts für Sam tun? Ich hasse es, ihm nicht helfen zu können, und ich hasse diese Welt, in der inzwischen so viele Krebserkrankungen heilbar sind, nur offenbar nicht die meines Bruders.

»Signorina, was machen Sie hier?«, reißt mich eine Stimme aus meinem Gedankenkarussell. Ein junger Pfleger steht vor mir und schaut besorgt auf mich hinab.

»Ich warte auf die Nachmittags-Besuchszeit.«

Sein Blick huscht zu dem Schild neben Sams Tür und Mitleid zeichnet sein Gesicht. Sofort wird das Engegefühl in meiner Brust schlimmer.

»Hier können Sie aber nicht sitzen, Signorina«, sagt der Mann sanft. »Gehen Sie runter in die Cafeteria.«

Ich öffne den Mund, um zu widersprechen, habe allerdings nicht die Kraft für eine Diskussion. Außerdem weiß ich, dass mich Schwester Raffaella ohnehin verscheuchen wird, sobald sie Sams Zimmer verlässt. Also nehme ich wortlos meine Sachen, erhebe mich und folge der Anweisung. Mit schlurfenden Schritten mache ich mich auf zu den Fahrstühlen – dieses Mal zu den offiziellen, denn um zur Cafeteria zu gelangen, muss ich nicht bis ins Erdgeschoss und somit an Argusaugen-Signora Marino vorbei.

Wenige Minuten später sitze ich an einem der zahlreichen Tische. Die Cafeteria ist genauso wenig einladend gestaltet wie die Krankenhausflure. Alles ist grau und trist und passt auf eine unangenehme Weise zu meiner Stimmung.

Ich kauere mich auf dem Stuhl zusammen und starre in den Cappuccino, den ich mir geholt habe, damit die Dame hinter dem Tresen mir nicht permanent böse Blicke zuwirft. Ich fühle mich so allein. Es ist, als hätte die Welt mich aus dem farbenfrohen Sturm draußen ausgeschlossen und …

Mein Rucksack, der an meinem Bein lehnt, vibriert schwach. Automatisch greife ich hinein und ziehe mein Handy hervor. Der Name von einem meiner engsten Freunde prangt auf dem Display: Francesco. Ich öffne unseren Chat und sehe, dass ich im Laufe des Vormittags einige Textnachrichten erhalten habe. Die Letzte ist ein einzelnes Fragezeichen. Rasch lese ich den Verlauf.

Francesco 08:05 Uhr:
Autsch, du kommst zu spät zum Mathe-Monster? Das gefällt Signora Russo gar nicht :/ Beeil dich, sonst kriegst du Extrahausaufgaben.

Francesco 08:15 Uhr:
Alles okay?

Francesco 08:55 Uhr:
Russo hat mir ernsthaft das Handy für die Stunde abgezogen, weil sie mich beim Tippen erwischt hat. Ich kann die Trulla nicht leiden. Schwänzt du?

Francesco 09:50 Uhr:
Wo bist du?

Francesco 10:21 Uhr:
Erde an Ari, Erde an Ari? Bei Sam?

Francesco 11:44 Uhr:
?

Ich tippe nur ein Wort als Antwort.

Ari 11:45 Uhr:
Jipp.

Es dauert lediglich Sekunden, da steht neben Francescos Profilbild, dass er online ist, und die Nachricht wird als gelesen markiert.

Francesco 11:45 Uhr:
Okay. Bin unten. Muss noch an dem Empfangsdrachen vorbei und komme dann zu dir.

Ari 11:46 Uhr:
Keine Chance. Sie lässt Schüler nie vor 14 Uhr durch – Schulpflicht und so 'n Blödsinn.

Francesco 11:47 Uhr:
Man kann's auch übertreiben. Kommst du stattdessen raus? Den Hintereingang nehme ich sicher nicht. Nachher bleibt der Klapper-Fahrstuhl noch stecken …

Ich zögere. Es widerstrebt mir, mich weiter als ein paar Meter von Sam zu entfernen.

Francesco 11:52 Uhr:
Komm schon. Du sitzt doch sicher eh schon in der Cafeteria, weil du nicht auf dem Zimmer bleiben darfst, wenn er schläft. In zwei Stunden sind wir wieder da – ich würde mitkommen, wenn es für dich in Ordnung ist.

Ich seufze und schreibe rasch ein Okay. Dann stürze ich den nur lauwarmen Cappuccino herunter, ziehe mir meine Jacke an und gehe zum Krankenhausfoyer.

»Guten Tag, Signora Marino«, grüße ich, als mich die alte Empfangsdame aus dem Gang kommen sieht und verblüfft die Stirn runzelt. Gleich darauf zeichnet Ärger ihr aufgedunsenes Gesicht.

»Raus, aber zack, zack«, blökt sie. »Du hast hier um die Zeit nichts verloren.«

»Freistunden«, lüge ich und gehe auf Francesco zu, der neben der gläsernen Schiebetür wartet. Er scheint nicht zu

wissen, ob er grinsen darf oder betreten dreinschauen muss. Das Ergebnis ist eine ziemlich skurrile Mischung. Einer seiner Mundwinkel ist nach oben gezogen, während er das rechte Auge halb zusammenkneift.

»Hey Zwerg.« Er beugt sich zu mir hinunter, um mich zu umarmen.

»Hey Riese«, erwidere ich und bin wie immer der Meinung, dass diese Version die richtige ist. Zugegeben: Mit meinen 1,62 m bin ich nicht die Größte, aber seine 1,89 m kann keiner in unserem Jahrgang toppen. »Was machst du um die Zeit im Stadtzentrum?«

»Dasselbe wie du. Schwänzen. Gleiches Recht für alle.« Er fährt sich lässig über das dunkle Haar, das er nach hinten gegelt hat. »Ich hoffe, du hast einen Schal dabei. Es ist verdammt kalt draußen.«

»Natürlich habe ich einen. Er muss irgendwo da drin sein.« Ich deute auf meinen Rucksack.

»Irgendwo da drin?« Francesco zieht eine seiner akkurat gezupften Augenbrauen hoch, bevor er, ohne zu fragen, meinen Schulrucksack öffnet und in meinen Sachen herumwühlt. Ein Blatt segelt bei der Aktion heraus.

»Pass auf.« Ich bücke mich, um es aufzuheben. »Das ist …« Ich mustere die Aufzeichnungen. »… meine Zusammenfassung von Der Name der Rose.«

»Warum hast du die dabei?«

»Weil ich den Italienischhefter nicht gefunden und sie in den Chemieordner gelegt habe.«

Francesco schnaubt amüsiert. »Okay. Aber eigentlich meinte ich: Warum schleppst du überhaupt Schulsachen mit dir herum?«

»Sam ist es wichtig, dass ich lerne, deshalb wollte ich seine Schlafenszeit nutzen.« Ich begegne Francescos skeptischem Blick und ergänze: »Falls mich die Motivation gepackt hätte.«

Schlechtes Gewissen keimt in mir auf und ich senke die Lider. Noch vor sechs Monaten war ich in schulischen Angelegenheiten sehr sorgfältig. Aber Prioritäten ändern sich nun mal.

Francesco legt mir meinen Schal um den Hals.

»Wie geht es Sam heute?«, will er wissen, während wir nebeneinander nach draußen gehen. Kaum haben wir das Krankenhaus verlassen, dringt Verkehrslärm an mein Ohr und Abgase kitzeln meine Nase. Auf der Hauptstraße, die direkt am Krankenhaus vorbeiführt, ist immer einiges los. Mopeds schlängeln sich zwischen den Autos hindurch, die daraufhin laut hupen. Einer der Kleinwagenfahrer nimmt eine Abkürzung über den Gehweg, um sich nicht in den Stau in seiner Spur einreihen zu müssen. Fußgänger brüllen ihn an. Es ist der übliche Wahnsinn an dieser Kreuzung. Manchmal hege ich den Verdacht, dass das Krankenhaus genau hier gebaut wurde, weil sich auf der Straße zahlreiche Unfälle ereignen.

»Er ist müde«, antworte ich Francesco etwas verspätet und wechsle schnell das Thema. »Wo willst du hin?«

»Wie wäre es mit einem Eis?«

»Eis? Hast du nicht eben gesagt, es wäre verdammt kalt? Übrigens eine maßlose Übertreibung.« Ich sehe ihn tadelnd an.

»Das ist der Anteil englischen Bluts in dir, der das so empfindet. Graue Jahreszeiten liegen quasi in deinen Genen …«

»Na, schönen Dank!«

»… Ich hingegen bin ein Sommermensch – zu heiß für den Januar.« Er zuppelt sein grün-beige gemustertes Tuch zurecht, das perfekt zu seiner Jacke und den grünen Boots passt. »Davon abgesehen: Eis geht immer. Es sei denn, du möchtest lieber Pizza? Ich lade dich ein.«

Unwillkürlich spanne ich mich an. »Nein, danke.«

Er wirft mir einen dieser wissenden Blicke zu. »Es macht mir nichts aus …«

»Mir aber«, unterbreche ich ihn barsch, bevor ich mich räuspere und hinzufüge: »Ich habe noch mein Schulbrot und Eis klingt gut.«

»In Ordnung, gehen wir zur Gelateria d'Alberto.«

Und genau das tun wir.

Die nächste Stunde über bemüht sich Francesco sichtlich, mich abzulenken. Ich weiß das sehr zu schätzen, schaffe es aber nicht, abzuschalten. Unruhig stochere ich mit dem Löffel in meinem Eis herum und schaue permanent auf die Uhr, darauf wartend, dass die Nachmittagsbesuchszeit beginnt. Als es schließlich so weit ist, kehren wir gemeinsam zum Krankenhaus zurück.

Pure Erleichterung erfüllt mich, als ich Sam aufrecht in seinem Bett sitzen sehe. Die Pause scheint meinem Bruder gutgetan zu haben. Er freut sich über Francescos Besuch. Wir reden viel und fast fühlt es sich an wie früher, als die Welt noch in Ordnung war. Ich muss sogar mehrmals über die Witze schmunzeln, die Francesco macht.

Als es kurz vor 18 Uhr ist, wird Sam allerdings wieder müde. Dieses Mal ist es Francesco, der mich zum Gehen zwingt.

»Genug für heute«, sagt er und schiebt mich schließlich aus dem Zimmer. »Du bist ja morgen wieder da.«

»Aber nur einen halben Tag«, jammere ich.

»Ja, weil du Sams Wunsch erfüllst und zum Unterricht gehst. Das wird ihn glücklich machen.« Unbeirrt zieht Francesco mich den Krankenhausgang entlang. Ich werfe ihm einen angesäuerten Blick zu, weil es mich wurmt, dass er genau weiß, wie er mich kriegt. Er grinst daraufhin nur.

»Bist du mit dem Fahrrad hier? Wenn nicht, kann ich dich mit dem Roller nach Hause fahren. Es sei denn, du hast Training.«

»Da gehe ich heute nicht hin.« Ich ziehe mein Handy aus der Tasche, dessen Vibrieren ich die letzte Stunde wieder mal

ignoriert habe, und entsperre den Bildschirm. Mir werden sechs entgangene Anrufe von meiner Ziehmutter Giada angezeigt und drei Nachrichten von ihrer leiblichen Tochter Elena. Ich öffne den Chatverlauf.

Elena 16:55 Uhr:
Wann bist du zurück?

Elena 17:00 Uhr:
Die Direx hat angerufen :/

Elena 17:00 Uhr:
Ma war schon da.

»Mist.« Ich wende mich Francesco zu. »Nach Hause bringen wäre echt super.«

»Ärger?«

»Möglicherweise.«

»In dem Fall sollten wir uns beeilen. Komm.«

Wir verlassen das Krankenhaus und laufen an der Hauptstraße entlang bis zu einer Nebenstraße, in der Francesco seinen Roller geparkt hat. Dort zieht er einen Helm aus seinem Rucksack und einen zweiten aus dem Fach der alten Vespa, den er mir reicht. Einen Moment zögert er, dann hält er mir auch den Schlüssel hin.

»Willst du fahren? Aber nur, wenn du dich voll und ganz auf den Verkehr konzentrierst.«

Ein Lächeln schleicht sich auf mein Gesicht und ich schnappe mir den Schlüssel.

Wenige Minuten später lassen wir das Zentrum Cosenzas hinter uns und düsen am Crati entlang, an der Cattedrale

di S. Maria Assunta vorbei, gen Süden. Schließlich halte ich vor dem braun gestrichenen Mietshaus, in dem ich wohne, und schalte den Motor aus.

»Danke. Das tat gut.« Ich gebe Francesco den Helm zurück, den er direkt verstaut.

»Ist besser als Joggen, oder?«

»Nein, aber schneller.«

»Du bist nicht zu retten. Sieh zu, dass du nach oben kommst.« Er umarmt mich zum Abschied und tippt dann auf sein Handgelenk. »Morgen acht Uhr. Italienisch. Vergiss deinen tollen Aufsatz im Chemiehefter nicht.«

»Keine Sorge.« Ich wende mich ab und verschwinde mit einem letzten Winken im Haus. Während ich die Treppen hinaufgehe, checke ich ein weiteres Mal meine Nachrichten.

Sam 18:05 Uhr:
Schreib mir bitte, wenn du angekommen bist. Ihr seid sicher Roller gefahren. Hab dich lieb, Pulcino. Danke für deinen Besuch und das tolle Buch. Werde es morgen Vormittag lesen. Komplett. ;D

Lächelnd schüttle ich den Kopf. Selbst wenn er im Krankenhaus liegt, macht er sich mehr Sorgen um mich als um sich selbst. Obwohl er vermutlich schon schläft, antworte ich ihm sofort.

Ari 18:21 Uhr:
Bin gerade rein. Hab dich auch lieb, freue mich auf morgen. Erhol dich gut.

Dann stecke ich das Handy weg und schließe die Wohnungstür auf. Ich bemühe mich, leise zu sein, denn ich will erst einmal

mit Elena sprechen und die Situation ausloten, bevor ich Giada unter die Augen trete.

Meine Ziehschwester scheint schon auf mich gewartet zu haben. Noch während ich meine Jacke ausziehe, kommt sie in den Flur gerannt. Sie wirkt zerknirscht und streicht sich permanent über ihren dunklen Rock. Kein gutes Zeichen.

»Ari, es tut mir echt leid. Ich konnte nicht rangehen und …«

»Aritalla!«

Wir zucken beide gleichermaßen zusammen, als Giadas Stimme durch die kleine Wohnung hallt. Gleich darauf erscheint die stämmige Frau im Türrahmen. Ich kenne sie und ihr italienisches Temperament fast mein ganzes Leben lang, aber so ein Blitzen habe ich selten in ihren Augen gesehen.

»Du bist wohl von allen guten Geistern verlassen«, faucht sie ohne eine Begrüßung. »Weißt du, was für ein unangenehmes Gespräch ich vorhin führen durfte?« Mit in die Hüfte gestemmten Händen kommt sie auf mich zu.

»Nun ja, ich …«

»Wie oft warst du diese Woche in der Schule?«, unterbricht sie mich. »Oder: dieses Jahr?«

»Keine Ahnung. Im Normalfall …«

»Ich kann es dir sagen. Ich habe es nämlich von Signora Bernardi vorgerechnet bekommen. Zehn Mal!« Meine Ziehmutter hält beide Hände in die Höhe. »Und weißt du, wie viele Schultage der Januar bisher hatte? Zwanzig! Erklär mir das.«

»Ich war bei Sami.« Ich erwidere Giadas Blick trotzig.

»Das ist mir klar«, ruft sie. »Aber das ist keine Entschuldigung! Du kannst nachmittags zu ihm. Nach der Schule.«

»Es ist mein Leben und meine Entscheidung.« Langsam steigt auch in mir Zorn auf. Warum versteht sie das nicht? Die Angst um meinen Bruder macht mich fast wahnsinnig und sie will, dass ich im Unterricht sitze, als wäre nichts?

»Es ist nicht deine Entscheidung!« Giadas Stimme überschlägt sich beinahe. »Denn du verlierst offenbar den Blick für das Wesentliche! Du kannst nicht die Schule vernachlässigen, dein Tanztraining hinwerfen und das alles, ohne jemandem Bescheid zu geben. Ich …«

»Sami ist das Wesentliche!«, brülle ich. »Nur Sami, verdammt noch mal.« Plötzlich werden meine Augen feucht. Tränen der Erschöpfung und der Wut über Giadas Unverständnis steigen in mir auf. Mir ist klar, dass ich ihre Unterstützung und ihren ewigen Willen, uns alles zu ermöglichen, derzeit mit Füßen trete. Aber gerade kann ich es ihr nun mal nicht recht machen. Das kann ich niemandem. Nicht einmal mir selbst. Ich weiß doch auch nicht, wie ich mit der Situation umgehen soll. Nur eins steht für mich unverrückbar fest: »Du kannst mir nicht vorschreiben, wann ich Sami besuche«, erkläre ich und recke mein Kinn in sturer Verzweiflung vor.

»Du bist siebzehn und ich bin dein Vormund, damit …«

»Genau. Mein Vormund«, unterbreche ich sie. »Nicht meine Mamma! Also hör auf, dich so aufzuspielen.« Die Worte platzen einfach aus mir heraus.

Giada schnappt nach Luft. Schlagartig ändert sich die Stimmung in dem kleinen Flur. Es ist, als hätte sich das Knistern in der Luft in einem einzigen Knall – einem Satz – entladen. Was bleibt, ist unangenehme Stille. Die Sekunden tropfen dahin, während Giada mich mit ihren wasserblauen Augen fassungslos ansieht. Einen Moment lang halte ich dem stand, obwohl mir klar ist, was ich da gesagt habe. Nur, zurücknehmen kann ich es einfach nicht. Ich presse die Lippen zusammen, dränge mich schließlich an Giada vorbei und rausche in das Zimmer, das ich mir mit Elena teile.

Mit einem lauten Rums fliegt die Tür hinter mir ins Schloss und ich werfe mich bäuchlings aufs Bett. Frustriert schlage ich

auf das Kissen ein, bevor ich mein Gesicht darin vergrabe und aufschluchze.

Alle wollen, dass ich mein Leben normal weiterlebe. Aber das kann ich nicht. Ich will bei meinem Bruder sein. Was ist falsch daran?

Die Tür öffnet sich knarrend und Schritte erklingen.

»Geh weg, Elena«, bringe ich hervor, als sich gleich darauf meine Matratze senkt. Leider geht Elena nicht. Sie legt mir eine Hand auf die Schulter.

»Heute war kein guter Tag, hm?«

Ich zucke zusammen. Das ist nicht Elena, sondern Giada.

»Bei mir auch nicht«, murmelt meine Ziehmutter. »Ich habe wohl die Wut mit nach Hause genommen und dann kam der Anruf von Signora Bernardi …«

Statt etwas zu erwidern, vergrabe ich mein Gesicht noch tiefer im Kissen. Giadas Worte lösen zu viele Emotionen in mir aus, mit denen ich nicht umgehen kann. Vorrangig Reue und Schmerz.

»Weißt du, ich will dich nicht von Sam fernhalten«, fährt Giada trotzdem fort. »Das würde ich nie tun. Ich möchte nur …« Sie seufzt tief. »… dass du auch etwas anderes als das Krankenhaus siehst und dass du dich selbst nicht vergisst. Es geht mir nicht nur um die Schule. Auch wenn es mir lieber wäre, du sagst, wo du dich herumtreibst.«

Ich schnaube. Dann ringe ich mich zu einer Antwort durch. »Morgen werde ich hingehen. Hab's Sami versprochen.«

Giada streichelt mir wortlos über den Arm. Minutenlang verharren wir schweigend nebeneinander, bis ich endlich den Kopf drehe.

»Tut mir leid«, wispere ich. »Du bist die beste Ersatzmutter, die man sich wünschen kann.« Das meine ich wirklich so. Seit dem tödlichen Unfall meiner Mamma kümmert sich Giada um

Sam und mich, als wären wir ihre eigenen Kinder. Ohne mit der Wimper zu zucken, zahlt sie für Sam, was die Krankenkasse nicht abdeckt. Und ich bin mir sicher, dass sie das nicht nur aus Pflichtgefühl tut, weil Mamma ihre engste Freundin war. Als ich aufschaue, bestätigt sich die Vermutung, denn ich bemerke die tiefe Trauer in Giadas Augen. Schlagartig wird mir klar, dass es nicht nur mir schlecht geht. Ich setze mich auf und umarme meine Ziehmutter. Sie erwidert die Geste und flüstert: »Wenn du morgen im Unterricht bist, gehe ich Sam besuchen. Dann ist er am Vormittag nicht allein, in Ordnung?«

»Danke.«

Sie drückt mir einen Kuss auf den Scheitel und steht auf. »Und jetzt verschwinde ich mal in der Küche und zaubere uns was Feines.« Sie zwinkert mir geheimnisvoll zu und geht zur Tür. Kurz bevor sie die erreicht, hält sie noch einmal inne und deutet auf meine Pinnwand voller Bilder. »Vielleicht nimmst du Sam davon mal ein paar mit. Er freut sich sicher, wenn ihr euch die gemeinsam anschaut.«

Mir dreht sich beinahe der Magen um. Alte Fotos ansehen schmerzt und die Pinnwand blende ich seit Wochen aus. Dennoch nicke ich und kaum dass Giada das Zimmer verlassen hat, trete ich an die Korktafel.

Zum ersten Mal seit Langem nehme ich die Fotos in Augenschein. Eins zeigt Sam und mich vor zwei Jahren bei unserem Geburtstag. Damals hatte Sam noch genauso dunkle Locken wie ich – wobei seine Haare bedeutend kürzer waren als meine.

Das Foto daneben ist viel älter. Sam und ich sind darauf erst neun. Wir stehen links und rechts neben unserer Mamma vor dem Kolosseum in Rom – es war unser letzter gemeinsamer Urlaub. Gedankenverloren streiche ich mit den Fingern über Mammas Gesicht. Sie war so schön und elegant. Eine wahre Tänzerin, die meine Liebe für diesen Sport entfacht hat.

Unwillkürlich wandert mein Blick zu dem Zeitungsartikel mit dem Foto von Faina Radosevic – die meiner Meinung nach beste Tänzerin der Welt. Sie hat wie meine Mamma an der NSCD, der Northern School of Contemporary Dance in England, studiert und bis vor wenigen Monaten gab es für mich keinen größeren Wunsch, als in die Fußstapfen dieser beiden begabten Frauen zu treten. Wie sich Dinge so schnell ändern können … Heute würde ich jedes Studium, jeden Cent, jede Zukunft opfern, wenn ich meinem Bruder im Gegenzug dafür Gesundheit schenken könnte.

Ich seufze traurig und nehme die Fotos ab, um sie in meinen Rucksack zu packen. Giada hat recht. Sam wird sie gern anschauen.